

BücherFrauen-Literaturpreis „Christine“ Laudatio auf Mely Kiyak und ihr Buch „Frausein“

Sehr geehrte Bücherfrauen hier im Literaturhaus Berlin und im Stream,
Sehr geehrte Jury, liebe Laudatorin,
liebe Freundinnen und Freunde, Weggefährten,
sehr verehrtes Publikum,

in diesem Raum sitzt eine Freundin, der ich während der Arbeit an meinem Buch „Frausein“ immer sagte: „Ich schreibe dieses Buch nur für Dich und für mich“. War ich ratlos, überdrüssig oder erschöpft, erinnerte ich mich an Ihre Worte: „Ich warte sehnsüchtig darauf, beende es bald!“. Manchmal malten wir uns aus, dass das Buch uns vielleicht neue Freundinnen schenken wird. Nicht, dass es die Aufgabe eines Buches ist, irgendetwas zu bewirken, außer ein Buch zu sein, aber es ist tatsächlich so gekommen. Dieses Buch hat mir wie kein anderes zuvor, nur Gutes beschert.

Es müsste in irgendeinem Literaturteil einer Zeitung eine Rubrik geben, wo Autoren jenen Moment nacherzählen, in dem sie erfahren, dass sie einen Preis erhalten. Zwischen meinem Verleger Jo Lendle und mir gibt es eine Vereinbarung: Ruft er vor Sonnenuntergang an, geht es um Probleme, ruft er nach Sonnenuntergang an, gibt es Preise. Überflüssig zu erwähnen, dass abends nie jemand anruft.

Vor ein paar Wochen, es war dunkel, kalt und spät, rief er aber doch endlich an und lachte, war ausgelassen und fröhlich, und überbrachte die gute Nachricht von der „Christine“. Ich würde lügen, würde ich sagen, ich wartete schon mein ganzes Leben lang auf diese Auszeichnung lang, erstens ist der Preis neu, und zweitens, bin ich die erste Preisträgerin. Zunächst, ich gebe es zu, hatte ich Vorbehalte. Ich dachte, es handele sich bei dieser Ehrung weniger um einen Literatur-, denn um einen „Frauenpreis“, wie man ihn von Studentinnengruppen von Unis mit Schwerpunkt Geisteswissenschaften erhält, eine Art goldene Menstruationstasse, weil ich vielleicht irgendwo einmal etwas schrieb, das sich mit viel Phantasie als feministische Programmatik umdeuten, kopiert und an die Wand vom Asta oder in der Mensa nageln ließe. Ich weiß, wovon ich spreche. Teile meines Repertoires

werden gelegentlich in den beiden Landeskirchen gepredigt, in der katholischen freilich, stehen die Gläubigen entsetzt auf und verlassen Türendonnernd die Predigt, wohingegen die evangelischen Kirchgänger dazu tendieren in weinender Ergriffenheit zu kontemplieren. Einmal bat mich ein Internist, ob er mit einer Textzeile von mir im Internet für seine Praxis werben dürfe. Ich hatte wohl mal irgendwo geschrieben. „Egal wo ich reinkrieche, ich komme immer mit einer Erkenntnis heraus“.

Man hat als Autorin wirklich immer etwas Angst. Meine größte ist, dass ich eines Tages den Integrationspreis der Stadt Duisburg bekomme und mich dazu verhalten muss. Der Verleger blieb absolut geduldig und erklärte mir, dass es ein Preis sei, der von der größten Frauenvereinigung im deutschsprachigen Buchmarkt ausgelobt ist, nannte mir die exorbitant hohe Preissumme, erzählte von der atemberaubend schönen Statuette. Na gut, sagte ich, ich nehme den Preis an.

Später noch, dachte ich, das sind die kleinen großen Momente, über die kaum jemand weiß. Diese Freude, wie man dann so beglückt und befreit ins Bett geht, und für einen köstlichen Moment tief beruhigt ist. Ein Buch zu schreiben, ist nämlich immer auch in die Dunkelheit zu sprechen. Wird man ausgezeichnet, ist es, als würde die Dunkelheit freundlich antworten.

Wenn man ein Buch schrieb, das schon seit Monaten im Buchhandel ist, starrt man die folgenden Monate die meiste Zeit des Tages völlig ausgelutscht und leer die Tür, den Tisch, den Schrank an, längst losgelöst vom eigenen Buch, von dem man sich derart weit distanziert hat, weil sonst keine Möglichkeit mehr bestünde, etwas Neues anzufangen.

Ich gehöre nicht zu den Autorinnen, die stolz und ergriffen auf das eigene Werk schauen, sondern zu denen, die bereits im Moment der Manuskriptabgabe eine Art Riegel zwischen sich und den Text schieben, um den Weg frei zu machen, damit aus dem Text ein Buch werden kann. Denn Schreiben und Büchermachen sind zwei verschiedene Dinge. Schreiben ist der Einschluss in einen inneren, intimen Raum. Büchermachen hingegen ist eine Gemeinschaftstätigkeit, sie erfordert die Einarbeitung in fremde Disziplinen. Mit der Öffentlichmachung eines Manuskriptes betritt man einen Ballsaal, in dem sehr viele Menschen um den eigenen Text tänzeln. Im Ballsaal erhält er einen Titel, ein Aussehen, Presse-, Klappe, Werbetexte, die das Werk mit seinen branchenüblichen Codes und

Chiffren, nicht selten in ein grotesk verkürztes Interpretationskorsett zwängen, um es dem Publikum anzubieten.

Ist, wie man so schön sagt, „der Titel auf dem Markt“, kann man sich wieder verschließen. Das Buch indes schwebt in einer Sphäre, zu der man keinen Zugang hat. Daran, wie das ist, in einem Raum zu sitzen und zu lesen und am Atmen des Publikums zu hören, wo es innerlich steht, habe ich nur noch eine sehr matte Erinnerung. Ich habe selten Berührungspunkte mit dem Publikum, weil ich vor langer Zeit aufhörte, Lesungen zu veranstalten. Ich bin mir fast sicher, dass man in meinen Texten nahezu wortgenau markieren kann, ab wann ich anfang, nur noch mein eigenes Atmen zu hören. Seit ich mir mehr Ruhe für meine Arbeit verschafft habe, verstehe ich das, was ich mache, besser.

Vor vielen Jahren sah ich in einer Ausstellung eine Keramikschale, bei der, wie bei Kintsugi üblich, der Riss mit Gold repariert war. Diese jahrhundertalte japanische Praktik, die eine alte Handwerkskunst ist, aber irgendwie auch eine Haltung zu den Dingen beinhaltet, macht die Schönheit der Risse und Brüche kenntlich. Es geht bei Kintsugi nicht darum, das Geschehene, die Vergangenheit, das Unglück, den Unfall oder die Imperfektion unsichtbar und ungeschehen wirken zu lassen, sondern im Gegenteil herauszustellen und die Narben zu veredeln. Vielleicht habe ich einen anderen Zugang zur Kultur, in gewisser Weise bin ich ein Simpel, der erstaunt und baff aus jedem Kunstwerk rausgeht und denkt: Ach guck, so kann man es auch machen, das gibt es also auch! Als ich das erste Mal Muttersterben von Michael Lenz las, habe ich nicht glauben können, dass man etwas derart Schlimmes wie den Verlust eines Menschen, so atemlos kunstfertig beschreiben kann. Ich habe sofort gehört und kapiert, was Stakkato im Erzählen ist, wie man poetisch und rappend durch den Text eilt, dann innehält und wieder zurück zum Ereignis geht und von vorne beginnt. Oder Tonio, das Requiem auf den toten Sohn von dem Niederländer A.F. Van der Heijden, die Todes- und Sterbeprosa von Connie Palmen, das sind alles Bücher, die mich unterhielten aber mir auch beibrachten, welche Bandbreite gegenwärtig erzählende Literatur über den Tod aussehen kann. Gesellschaftsliteratur, Tagebücher, Lyrik, egal welches Genre, mein Schreiben hat sehr viele Lehrerinnen. Ich brauchte immer etwas, das mich über mich hinaus zieht. Jeder Autor, jede Autorin, die mich einen Millimeter über meinen Horizont hebte, hat mir ein Universum der Erzähltechniken eröffnet. In Margaret Atwoods Gedichtband *The Door*, das für mich zu einem der schönsten Lyrikbände über Lieben, Schreiben und Sterben zählt, heißt es: und man erkennt,

dass am Ende doch kaltes Handwerk dahintersteckt, wie bei der Perlarbeit oder beim Ausnehmen einer Makrele. Es gibt Methoden, es gibt Tricks.

Ich könnte allein über die Frage, ob der Anfang meines Buches im Präsens oder Perfekt geschrieben werden muss, tagelang erzählen. Je nachdem wie man sich entscheidet, zieht es einen Rattenschwanz an Folgen für den restlichen Text mit sich. Im zweiten Satz meines Buches trinkt die Icherzählerin einen Kaffee statt Tee, weil es an dieser Stelle zwingend ein zweisilbiges Getränk brauchte. In der Welt des Textes sind mein Leben und meine Trinkgewohnheiten nicht von Bedeutung, sondern es braucht am Anfang eines Buches, etwas, das die Melodie des Bevorstehenden vorgibt, denn an dieser Melodie entlang gestalte ich innerlich mitsummend die Erzählung, von da an entfaltet sich die innere Wahrheit eines Textes. Dieses Verfahren hilft mir, aus dem begrenzten Bereich meiner Erfahrung den nächstgrößeren Raum der Dichtung zu betreten. Die Gattung Autofiktion, ich glaube, das wird manchmal vergessen, endet hinten auf Fiktion. Ich habe das -auto zugunsten dieser eben beschriebenen inneren Wahrheit des Textes, wann und wo immer nötig, der Fiktion untergeordnet.

Ich weiß, dass das, weshalb ich heute ausgezeichnet werde, nicht das ist, was ich anstrebte. Meine Intention war nicht, etwas für die Leser zu tun, sondern für mich. Natürlich freut es mich, wenn mein Buch Ermutigung oder Trost für die Leserinnen und Leser bedeutet, aber als ich es schrieb, war ich untröstlich und damit beschäftigt, es in einen Fluss zu kriegen. Das Schreiben eines Textes ist für mich der Versuch, eine Balance zu finden, die Kraft der Anekdoten nicht in zuviel Schwung zu ertränken, den Text, wo es nötig ist, voranzutreiben und, wo es zu schnell geht, wieder zu drosseln, und so weiter.., Komposition ist ein wichtiger Bestandteil.

Bei diesem Buch schaffte ich es endlich, entgegen meines Sprechtemperamentes, streng und diszipliniert an einer Struktur festzuhalten. Das erstaunlichste war, dass ich mit weniger Sätzen mehr Ausstattung und Atmosphäre schuf. Je konzentrierter und karger ich schrieb, desto mehr stand da auf einmal. Es war, ich war schon fast am Ende des Textes, wie eine Befreiung, weil ich begriff, dass ich über mein Schreiben die Kontrolle gewonnen hatte. Meine an mich selbst gestellte Frage „Wer bin ich in Sprache?“, und seine Antwort darauf, war anstrengend, und wie ich beim Arzt war, kam heraus, dass die Schmerzen im wahrsten Sinne des Wortes Schreibschmerzen waren, die Folgen eines Bandscheibenvorfalles waren, den ich

mir in zwei Jahren totaler Anspannung beim Sitzen zuzog, weil ich immer so aufgeregt war und in Angst, dass ich es nicht schaffe.

Ich kann kaum aufzählen, wie sehr ich in meinem Leben mein Schreiben verteidigen und Unheil von ihm abwenden musste. Immer kommt etwas dazwischen. Ist es nicht der Körper, so ist es die innere Verfassung, die mich behindert, oder andere Unregelmäßigkeiten des Lebens. Es ist, als hätte ich einen Säugling, der ständig aus dem Fenster fällt und also muss ich ganz schnell hinunter rennen und es auffangen, bevor es auf den Boden kracht und für immer tot ist.

Am Ende stehe ich erhaben über dem Buch und doch wieder am Anfang, mit nichts in den Händen, denn ich will wieder schreiben und es ist, als hätte ich alles vergessen und verlernt.

Frausein konnte geschrieben werden, weil Franziska Günther aus meiner Agentur Graf & Graf von der ersten bis zur letzten Zeile für mich da war. Gleiches gilt für den Münchener Verlag C. Hanser, die sich große Mühe geben, mich zu verstehen und zu unterstützen. Ich erfahre viel Hilfe, Humor und Großzügigkeit von den Menschen in meinem Privatleben. Ihnen allen gilt mein Dank, mein Respekt und meine Zuneigung.

Ich möchte der Karlsruher Künstlerin Cassandra Becker für diese aufsehenerregend schöne Statuette danken, die Christine de Pizan nachempfunden ist und auf die mich unglaublich freue. In einem Interview mit ihr las ich, dass sie für ihr Leben gerne modelliere, was eine so einfache wie wunderbare Erklärung für ihre Kunst ist.

Ich grüße alle Mitglieder dieses sehr großen und beeindruckenden Bücherfrauen Netzwerks, ich bewundere Sie für Ihre Leidenschaft, Ihr Engagement und ihren Kampf für Gleichberechtigung in dieser fabelhaften Welt der Bücher und ihrer Geschichten.

Wie immer an Tagen wie diesen, in denen wir die Literatur feiern, denke ich an meine Kolleginnen und Kollegen, die in ihrer Freiheit beschnitten werden, die in Gefängnissen, auf Anklagebänken, im Exil oder in anderen Verstecken und Zufluchten um ihr Schreiben, ihr Leben und ihre Sicherheit bangen.

Wenn es diesen einen Satz gäbe, den ich für die Literatur beitragen dürfte, wäre es dieser: Bei sich zu bleiben ist das mutigste, was man sich selbst antun kann.

Danke, dass Sie mich heute auszeichnen.